

Juni 2020

Jesuiten

Krankheit



Wir Menschen brauchen Berührung. In absoluter Isolation erkranken wir. Gott ist Mensch geworden, um uns zu berühren. In den Sakramenten begegnet er uns in Wort und Zeichen. Die Berührung der Wunden des Auferstandenen lässt Thomas bekennen: „Mein Herr und mein Gott!“ (Joh 20,28) Im Nächsten lässt er sich umarmen. „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ (Mt 18,20) Ohne Berührung entschwebt Christsein.

IMPRESSUM

»Jesuiten«, Mitteilungen der österreichischen Jesuiten 2/2020, Jg. 94

Medieninhaber und Herausgeber: Österreichische Ordensprovinz
der Gesellschaft Jesu, Dr.-Ignaz-Seipel-Platz 1, 1010 Wien,
P. Bernhard Bürgler SJ (Provinzial)

Schriftleiter: P. Klaus Schweiggel SJ

Redaktion: Maximilian Heine-Geldern SJ, Franziska Fleischer

Redaktionsadresse: Dr.-Ignaz-Seipel-Platz 1, 1010 Wien

Kontoverbindung: Provinzprokurator der Gesellschaft Jesu

Erste Bank

BIC: GIBAAWWXXX, IBAN: AT81 2011 1800 8030 8300

Fotos: 1 Jordan Whitt Unsplash, 5 Dario Valenzuela Unsplash, 6
National Cancer Institute Unsplash, 8 Inge Knödlstorfer/Michael
Hofer, 9 Erika Giraud Unsplash, 11 Ryan Grady Unsplash, 13 Priscilla
Du Preez Unsplash, 14 Renate Vanaga Unsplash, 16, 17 Toa Heftiba
Unsplash, 23 Herder Verlag, 24, 25, 26 Jesuitenmission, alle anderen
Redaktionsarchiv

Herstellung: LDD Communication GmbH, www.ldd.at

Offenlegung: »Jesuiten« dient der Kommunikation der Österreichischen
Provinz der Gesellschaft Jesu mit ihren Freundinnen und Freunden
Informationspflicht gegenüber Interessenten (EU-DSGVO Art. 12-14)
bezüglich Datenschutz siehe: www.jesuiten.at/datenschutz

EDITORIAL

Liebe Freunde, liebe Leserinnen und Leser!

Kaum einmal zuvor hat eine Gesundheitskrise so breit fast alle Lebensbereiche tangierende Diskussionen ausgelöst wie die derzeitige COVID-19-Pandemie. Der Themenbogen reicht sprichwörtlich von A (Ansteckung) – Z (Zeit nach der Pandemie). Ein kleiner Ausschnitt davon spiegelt sich auch in den Beiträgen dieser Ausgabe der JESUITEN wider. Aus biblischer, ärztlicher, philosophischer, theologischer, pastoraler und spiritueller Sicht greifen AutorInnen das Thema „gesund-krank-heil“ auf. Der Beitrag über „Jesu Ashram“ will den Blick für die Not so vieler über unseren Lebensraum hinaus weiten. Wie Jesuiten in verschiedener Weise auf die Herausforderungen der Corona-Krise zu reagieren versuchten, auch davon wollen wir kurz berichten und ebenso an die Verstorbenen erinnern.

In diesen Monaten haben uns naturgemäß vorrangig Fragen beschäftigt, wie die aktuelle Gesundheitskrise eingedämmt und ihre Folgen bewältigt werden können. Aber auch viele andere Fragen sind in der Situation der Pandemie erneut und verschärft in unser Blickfeld geraten. Dazu gehören fundamentale ethische Fragestellungen, Fragen des menschlichen, gesellschaftlichen Zusammenhalts, der Bürgerrechte, Fragen des Demokratieverständnisses, der Religionsfreiheit u.a., ebenso theologische, pastorale und liturgische Fragen. Werden wir sie nach Ende der aktuellen Krise wieder in den Hintergrund schieben oder greifen wir die zum Teil überfälligen Auseinandersetzungen darüber jetzt auf? Wir möchten Sie als unsere Leserinnen und Leser dazu ermutigen.



Franziska Fleischer

Maximilian Heine-Geldern SJ

P. Klaus M. Schweiggel SJ (Schriftleiter)



P. Boris Repschinski SJ

ist Professor für Neutestamentliche Bibelwissenschaft an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Innsbruck.

KRANK, GESUND, HEIL?

Glaube als Ermöglichung, sich dem Leben anzuvertrauen

Im Johannesevangelium (5,1–16) gibt es eine eigenartige Erzählung, die anscheinend eine bekannte Geschichte neu interpretiert. Es geht um einen Gelähmten, der es nicht schafft, aus eigener Kraft gesund zu werden. Jesus heilt ihn und ermahnt ihn, nicht mehr zu sündigen. Die anderen Evangelien berichten Ähnliches.

Das Markusevangelium dramatisiert die Geschichte mit vielen lebendigen und auch humorvollen Details. Es schildert den Gelähmten als einen, der von vier Freunden auf einer Bahre gebracht wird. Während Jesus seelenruhig im Haus predigt, wird über ihm das Dach aufgerissen, und der Gelähmte schwebt vor Jesus nieder. Die Heilung selbst ist Beiwerk für das, was eigentlich im Zentrum steht: Jesus vergibt dem Gelähmten seine Sünden. Das Wunder braucht es, um schließlich auch die Zweifler zu beruhigen, die Jesus die Autorität der Sündenvergebung absprechen.

Das Lukasevangelium ist, wie so oft, um Genauigkeit bemüht und findet einigen Erklärungsbedarf: Das Abdecken des Dachs und das Herunterlassen werden genauer erklärt, der Einwand der Gegner Jesu wird ausführlicher be-

gründet; schließlich fügt Lukas hinzu, was Markus anscheinend vergessen hatte: Der Gelähmte preist Gott! Was bei Markus eine teils dramatische, teils humorvolle, immer jedoch spannende Erzählung war, wird bei Lukas zu einem zwar genauen, aber auch leicht ermüdenden Protokoll.

Matthäus hingegen macht es kurz. Dach und Freunde interessieren ihn nicht. Der Gelähmte bleibt farblos. Ein Drittel der markinischen Erzählung entfällt. Dadurch erreicht Matthäus eine Schärfung, die an zwei Stellen auffällt: Erstens ist es die liebevolle Hinwendung Jesu zum Gelähmten, die viel herzlicher ausfällt als bei Markus oder Lukas. Zweitens ist es die Härte Jesu im Konflikt mit den Gegnern. Das Wunder findet zwar noch statt, aber Matthäus macht aus einer Wundergeschichte ein Streitgespräch.

Allen drei Berichten ist gemeinsam, dass sie die Sündenvergebung als Heilsangebot für den Gelähmten in das Zentrum stellen, während die Heilung Nebensache bleibt.

Nirgendwo wird von der Freude des Geheilten berichtet, oder dass die Heilung das ursprüngliche Anliegen war.



Sie bleibt Beiwerk für die Sündenvergebung.

Johannes greift in die Geschichte am stärksten ein. Die bekannten Motive sind vorhanden: Ein Mann, der sich nicht

selbst helfen kann; die Heilung mit dem Befehl Jesu, aufzustehen, die Bahre zu nehmen und zu gehen; der Hinweis auf die Vergebung der Sünden. Doch bei Johannes wirkt der Gelähmte schon auf den ersten Blick unsympathisch. Auf die Frage, ob er geheilt werden will,

Manchmal berühren die Wunder Menschen auf eine Art und Weise, die zum Glauben führt.

antwortet er mit einem Lamento, dass ihm niemand helfe und er selbst zu schwach sei, um den heilenden Teich zu erreichen. Die eigentliche Frage

beantwortet er nicht. Auch als ihn die

Gegner Jesu befragen, kann er nicht sagen, wer ihn geheilt hat.

Die zweite Begegnung mit Jesus findet im Tempel statt, dem heiligen Ort der Juden, und Jesus fordert den Mann auf, fortan nicht mehr zu sündigen, er sei ja nun geheilt. Und genau in diesem

Moment scheint der Mann aufzuwachen. Doch die Erinnerung an Krankheit, Heilung und Sündenvergebung bewirkt kein Heil: Schnurstracks geht der Geheilte zu den jüdischen Gegnern Jesu und verrät ihn.

Johannes ist der einzige Evangelist, der sich traut, eine Geschichte von einer gelungenen Heilung Jesu zu erzählen, die mit Unheil und Verrat endet. Bei den anderen Evangelisten merkt

man schon, dass es da ein etwas eigenartiges Nebeneinander von Sündenvergebung und Heilung gab, bei dem das Wunder zu einem Argument im Streit mit den Gegnern Jesu wurde. Dem Gelähmten galt die Sündenvergebung, den Pharisäern das Wunder.

Johannes erzählt die Geschichte einer Heilung, die der Geheilte nicht zu verstehen scheint. Er kommt nicht zum Glauben an Jesus, er folgt ihm nicht



nach. Er lässt sich vielleicht anstecken von denen, die am Wunder etwas auszusetzen haben, weil es am Sabbat geschehen ist. Für ihn ist das Wunder nicht mehr ein Zeichen für die Macht Gottes oder Jesu, sondern eine Provokation gegen das Sabbatgebot.

Und hier liegt genau der Haken. Jesus ist als Wundertäter bekannt gewesen. Alle Evangelien berichten dies. Andererseits sind Wunder eben nicht eindeutig. Manchmal berühren die Wunder Menschen auf eine Art und Weise, die zum Glauben führt. Oft ist es der Glaube, der Menschen wie Jairus oder Bartimäus, die Frau mit dem Blutfluss oder den Hauptmann von Kafarnaum ein Wunder erleben lassen. Und dann wiederum werden Wunder Anlass zu Feindseligkeiten.

Wenn Jesus Wasser in Wein verwandelt, so wird zwar seine Herrlichkeit offenbar, aber zum Glauben finden nur seine Jünger, nicht aber die Hochzeitsgäste oder Diener oder gar das Brautpaar (Joh 2,11).

Wenn Jesus einen Dämon austreibt, führt dies zu Unsicherheit, wer denn dieser Jesus sein könne (Mk 1,27).

Wenn Jesus einen Mann mit einem verdorrten Arm in der Synagoge heilt, gehen die Pharisäer hinaus und planen Jesu Tod (Mk 3,6). Wunder sind vielleicht wunderbar, aber letztlich nicht überzeugend.

Genau hier nun setzt die seltsame Geschichte des Johannes an. Sie entlarvt das Wunder für seine Äußerlichkeit, indem es keinen Glauben erweckt. Christlicher Glaube macht sich nicht von Wundern abhängig, er vertraut nicht auf übernatürliche oder außergewöhnliche Erscheinungen.

An anderer Stelle schildert Johannes dies wunderschön: Der Auferweckung des Lazarus in Joh 11 ist ein langer Abschnitt vorangestellt, in dem Jesus mit

Alle drei Berichte stellen die Sündenvergebung als Heilsangebot für den Gelähmten ins Zentrum, während die Heilung Nebensache bleibt.

seinen Jüngern und den beiden Schwestern des Lazarus über Glaube und Ver-

trauen spricht. In diesen Gesprächen wird deutlich, dass es der Glaube ist, der es den Jüngern und den Frauen ermöglicht, sich dem Leben anzuvertrauen. Ihr Glaube ist es, der schließlich auch den Lazarus aus seiner Grabhöhle hervorkommen lässt.



Inge Knödlstorfer und Michael Hofer

sind Praktische Ärztin mit Ordination in Wien und Professor der Philosophie an der Katholischen Privatuniversität in Linz, verheiratet und Eltern zweier Töchter.

GESUNDSEIN IST NICHT ALLES

Kranksein vom Gesundsein her verstehen

Zuerst musste ich mir einmal die Augen reiben, nachdem ich das Kuvert geöffnet hatte. Aber tatsächlich, es stand da – als Überschrift eines Rundbriefes: „Nichts ist wichtiger als die Gesundheit.“ Der Absender: ein Geldinstitut. Der weitere Text nimmt die Überschrift auf, indem er fortfährt: „Wer würde in diesen herausfordernden Zeiten daran zweifeln.“

Zunächst einmal ist es nicht wenig erstaunlich, dass selbst Banken nun auf die Gesundheit Bezug nehmen. Der Hinweis auf „diese herausfordernden Zeiten“ vermag das Staunen nicht merklich zu besänftigen. Allerdings stellt sich neben der Verwunderung auch ein Zweifel ein: Ist tatsächlich nichts wichtiger als die Gesundheit?

Unsere Alltagskultur – sehen wir kurz einmal vom Einschnitt durch die Corona-Krise ab – scheint das zu bestätigen: Tatsächlich hat Gesundheit einen hohen Stellenwert. Ein Blick in die Medienlandschaft macht das eindrucksvoll deutlich. Nahezu überall findet sich der eine oder andere Hinweis (Ernährungstipps, Übungsvorschläge für den Körper etc.), die Gesundheit betreffend. Es legt sich geradezu nahe,

Gesundheit für das höchste Gut zu halten, worum es im Leben letztlich zu gehen habe. Auch in Glückwünschen zu diversen Anlässen findet sich meist die Erwähnung von Gesundheit, jedenfalls – ich weiß es aus eigener Erfahrung – ab einem bestimmten Lebensalter. Wird damit aber der Stellenwert der Gesundheit nicht überschätzt? Gesundheit gleichgesetzt mit einem guten, gelungenen Leben? Geht es im Leben tatsächlich vor allem darum, gesund zu sein? Oder ist Gesundheit nicht vielmehr die Voraussetzung, ein gutes Leben zu führen, und nicht selbst das Ziel? – Ausgerechnet Alfred Hrdlicka sprach in Bezug auf unsere Gegenwart von einem „physischen Jahrhundert“: noch nie hätten sich die Menschen in einem solchen Ausmaß um ihren Körper gekümmert und gesorgt.

Freilich sind wir uns inzwischen bewusst, dass Gesundheit nicht bloß auf physisches Wohlbefinden zu beschränken ist. Körperliche Fitness mag helfen, sich mental beweglicher zu fühlen; emotionale Niedergeschlagenheit und soziale Konflikte können in körperlichem Abgespannt-Sein einen Ausdruck finden. Wie passt diese Mehrdimension-



nalität von Gesundheit zu den derzeit gesetzten Maßnahmen, ältere Menschen unbedingt vor einer Infektion zu schützen? Freilich nachvollziehbar, da eine Erkrankung in diesem Lebensalter – statistisch gesehen – vermehrt zum Tod führen kann. Aber was sind die Perspektiven, die man z.B. Großeltern anbieten kann? Sollen sie ihre Enkelkinder nicht mehr in die Arme schließen dürfen, solange es keine Impfung gibt? Hier geht es um schwere Abschätzungen und Gewichtungen innerhalb dessen, was alles Gesundheit ausmacht.

Gesundheit schließt also mehrere Dimensionen ein, wie die WHO-Definition eindrucksvoll deutlich macht: Wohlergehen nicht nur in körperlicher, sondern auch in geistiger und sozialer Hinsicht sei damit gemeint; allerdings mit dem Zusatz, der auf vollständiges Gegebensein dieser Dimensionen zielt. Aber wer kann für sich ein „vollständiges körperliches, geistiges und soziales

Wohlergehen“, wie es wörtlich heißt, in Anspruch nehmen? Wer ist mit dieser Definition dann überhaupt gesund? Ein weiteres Problem begegnet uns erneut: Gesundheit wird mit einem gelingenden Leben gleichgesetzt, zum Lebensziel gemacht. Damit werde aber auch ich als Ärztin in meinem Handeln überfordert: Die Sorge um Gesundheit kann nicht Lebenshilfe im weitesten

Sinn sein. Auch die Maßnahmen der Gesundheitsvorsorge durch den Staat wür-

den schnell totalitär: gute (Blut-)Werte gälten dann als gutes Leben. Wohin das führt, hat ein Roman von Juli Zeh (Corpus Delicti. Ein Prozess, 2009) vor Augen geführt. Dort werden z.B. per Gentests die Paare für eine „glückende“ Partnerschaft ermittelt.

Jeder von uns machte schon einmal der Erfahrung, krank zu sein. Krank will von sich aus niemand sein, außer man verbindet damit irgendwelche Absichten, wie z.B. das Versäumen

Ist Gesundheit nicht vielmehr die Voraussetzung, ein gutes Leben zu führen, und nicht selbst das Ziel?

eines Termins etc. Denkbar wäre derzeit auch, gesetzt es gäbe Ausweise für Corona-Immune: Jemand wollte sich absichtlich mit dem Corona-Virus anstecken, um in den Genuss eines solchen Ausweises zu kommen und damit seine Berufschancen und Reismöglichkeiten zu erweitern. Daher ist es auch nicht zutreffend, Kranksein als das Grundlegende anzusehen, und Gesundheit lediglich negativ in Abhängigkeit von Krankheit zu bestimmen: Gesundheit als Abwesenheit von Krankheit. Vielmehr ist Kranksein vom Gesundsein her zu verstehen. Das Kranksein eines Menschen, dem gilt das ärztliche Handeln, soll behoben und das Gesundsein, darauf wird in der westlichen medizinischen Tradition oft zu wenig geachtet, soll erhalten werden. Kranksein ist ein Zustand, der behoben werden soll. Es ist nicht bloß ein Anderssein. Wenn z.B. Demenz als bloßes Anderssein eingeschätzt wird, dann geraten hier wichtige Unterscheidungen durcheinander: Das Gehirn von Demenzkranken arbeitet anders als das Gehirn anderer. Das ist die Beschreibung einer Funktionsanalyse. Heilen ist aber keine Beschreibung, sondern zielt auf Veränderung und Wiederherstellung, ist also ein Handeln, das auf etwas zielt, das sein soll bzw. das beho-

ben werden soll (normativ-praktisch). Jedenfalls zu Beginn der Erkrankung leiden Menschen auch an der Abnahme ihrer kognitiven Fähigkeiten.

Nur vor diesem Hintergrund wird auch verständlich, dass ein vorsätzliches Anstecken anderer mit einer ernst zu nehmenden Krankheit ein Tatbestand ist, der rechtlich geregelt ist und Strafe bzw. Entschädigungen nach sich zieht.

Solange ich gesund bin, fehlt mir nichts. Ich bin handlungsfähig und in der Lage mit Herausforderungen und leidvollen Erfahrungen umzugehen. Die Eigenart von Gesundheit besteht in ihrer Verborgenheit: sie wird nicht ausdrücklich bewusst. Erst durch eine Verletzung wird deutlich, wie bestimmte Bewegungsabläufe bislang wie von selbst gingen, nun aber merke ich bei jedem Abwinkeln das Knie – wegen des Schmerzes. Irgendwie versucht man damit zurecht zu kommen, sich neue, schonende Bewegungsabläufe zurecht zu legen. Damit sich das Knie weniger „meldet“. Sobald sich Linderung zeigt, ist man zunächst einmal dankbar und erfreut sich der wieder gewonnenen Bewegungsfreiheit, bis dieser Zustand wieder als normal angenommen wird und man sich schlicht und einfach daran gewöhnt.





P. Klaus Vechtel SJ

ist Professor für Dogmatische Theologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt am Main und Spiritual im Priesterseminar Sankt Georgen.

ZEICHEN DES HEILSPLANES GOTTES

Sakramente in Zeiten der Pandemie

Nach mehr als zwei Monaten wird in vielen Diözesen den Menschen die Teilnahme an öffentlichen Gottesdiensten unter Einhaltung von Abstandsregeln und Hygienevorschriften wieder ermöglicht. Ohne die Notwendigkeit und das Ringen um Schutzkonzepte in Frage stellen zu wollen, erscheinen mir bestimmte Hinweise für die Gottesdienstteilnahme als problematisch. Risikogruppen wird davon abgeraten, öffentliche Gottesdienste zu besuchen.

Dies betrifft alte Menschen, aber auch Kinder, wenn diese die Abstandsregeln nicht einhalten können. Dadurch entsteht der Eindruck: die Sakramente sind da für die Gesunden und die Starken. Verletzliche Gruppen, die Schwächeren und Kleinen werden bestenfalls geduldet. Damit sind die Sakramente gerade nicht Zeichen des Heils in Zeiten, in denen uns Krankheit bedroht. Dies scheint mir auch nicht den Zeichenhandlungen Jesu zu entsprechen, die nicht den Gesunden und Starken, sondern den Kranken gelten (Mt 9,12). Wie können die Sakramente Heilszeichen in Krankheit und Bedrohung sein?

Zum Fremdschämen ist es, wenn

ein Bischof sagt, die übernatürliche Kraft der Gegenwart Gottes in der Hostie schütze vor Ansteckung durch das Virus. „Übernatürlich“ meint nicht, dass die Natur durch das Sakrament schlechthin überwältigt wird, sondern etwas, das zur Ebene Gottes gehört. Das Übernatürliche setzt nach traditioneller Lehre das Natürliche nicht außer Kraft, sondern voraus. Dem lateinischen Wort *sacramentum* entspricht das griechische *mysterion*. Gemeint ist damit der Heilswille und Heilsplan Gottes (Eph 1,9; 1 Kor 2,7), der sich in Jesus Christus verwirklicht und uns Menschen umschließt. Das Sakrament/Mysterion ist die geschichtliche-konkrete, erfahrbare Weise, wie Gottes Heil gegenwärtig wird in unserem Leben. Wir sind nicht gottlos; in keinem Moment, in keiner Situation des Lebens. Selbst die Angst, die Jesus am Kreuz befahl, von Gott verlassen zu sein, muss uns nicht mehr ängstigen. Gott hat sich an Jesus als treu erwiesen. Diese in konkreten Zeichen zugesagte Gegenwart Gottes kann heilsam sein für Menschen, auch dann, wenn sie medizinisch keine Heilung erfahren. Sie machen eine Beziehung Gottes zum Menschen zeichen-



haft sichtbar, die unverbrüchlich ist.

Die gegenwärtige Krise hat viele Fragen aufgeworfen – auch nach dem, was Sakramente sind. Das (Über-)Angebot an Online-Gottesdiensten; die Aufforderung an die Priester, weiter die Eucharistie alleine zu feiern; die in der evangelischen Kirche entstandene Diskussion um ein Online-Abendmahl, die analog in katholischen Kreisen geführt wurde: dort entstand der Ruf danach, eine Beichte via Telefon und Internet zu ermöglichen.

Sakramente sind nicht durch bestimmte Worte – gleich wo diese gesprochen werden – verursachte „Gnadeneffekte“. Sakramente sind als konkrete Zeichen rückgebunden an eine leibhaftige und gemeinschaftliche Gegenwart. Viele Menschen haben in den vergangenen Monaten nicht nur den Empfang der Hostie vermisst, die nach einer alten Formulierung „Arznei der Unsterblichkeit“ ist. Ebenso fehlt den Menschen, als Gemeinde und Kirche real zusammenzukommen

und sich in der Feier der Sakramente der eigenen Identität als Christinnen und Christen zu vergewissern und zu erfreuen. Die Sakramente, so hat Karl Rahner formuliert, sind Selbstvollzug der Kirche. Aber dergestalt, dass die Kirche – gerade auch ihre Amtsträger – nicht über diese „verfügt“, sondern sich in ihrer Feier selbst geschenkt wird. Sich Gott verdankt wissen in Gemeinschaft, ist heilsam. Gottes heilmachende Gegenwart ist nicht exklusiv an die Sakramente gebunden. Die Hausgottesdienste, die vielerorts gefeiert wurden, haben auch über die Konfessionsgrenzen hinaus deutlich gemacht: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ (Mt 18,20) In den Sakramenten wird diese uns immer zugesagte Gegenwart konkret erfahrbar; hoffentlich bald wieder nicht mehr nur für eine begrenzte Gemeinde, sondern für alle, die die Erfahrung von Gottes Gegenwart besonders ersehnen, arme und alte Menschen, aber auch Kinder.





P. Klaus M. Schweiggel SJ

ist Socius des Provinzials der Jesuiten in Österreich. Er war lange Jahre Seelsorger im Mobilen Hospiz und Tageshospiz der Caritas der Erzdiözese Wien.

KRANKHEIT ALS LEBENSCHANCE

Krank werden als Einübung ins Leben?

Hand auf's Herz: Wenn uns nahe stehende Menschen oder wir selbst erkranken, versuchen wir als erstes zu beruhigen, zu trösten und wünschen baldige Genesung, ihnen und uns. Verbirgt sich hinter der Chiffre „Gesundsein“ nicht jene Sehnsucht nach Heil, die wir unter der anderen Chiffre „Kranksein“ als zerbrochen erleben, als verlorene Ganzheit, als Halbierung unserer Existenz? Nicht zuletzt bei der Begegnung mit Menschen, die mit einer schweren Erkrankung leben, mit Sterbenden und mit deren Angehörigen erscheint dies oft so. Es quält die Frage: „Warum? Warum ich/er/sie? Warum jetzt?“ Dabei müssen wir uns eingestehen, dass wir darauf keine allgemein gültige Antwort finden können. Wir alle, in erster Linie aber die Betroffenen selbst, müssen mit dieser Frage leben.

Und viele von ihnen leben wirklich mit ihr. Für sie wird die Erkrankung ein Anstoß, das Leben neu zu gestalten, ihrer ungewollten, aber unausweichlichen

Lebenssituation eine Deutung und damit Bedeutung zu geben. So abgegriffen das Wort erscheinen mag, die Krankheit wird ihnen zur „Lebenschance“.

„Warum ich? Warum jetzt?“, aber auch „Warum nicht ich?“ Gefragt wird dabei letztlich danach, warum unsere/meine Lebenszeit begrenzt ist, warum wir sterben müssen? Es scheint so, als würden wir, obwohl wir alle wissen,

*Es ist schmerzlich,
verstörend schmerzlich,
daran erinnert zu werden,
dass unser Leben endlich ist
und bruchstückhaft bleibt.*

dass wir sterben müssen, nicht wirklich damit rechnen. Der Tod stellt unser Leben in Frage. Wir sind ihm

ausgeliefert. Er beendet unwiderruflich unser Leben. Deshalb erklären wir ihn zum Feind. Doch es gibt auch eine andere Erfahrung, eine andere Sichtweise des Todes, die auf das „Feindbild Tod“ verzichtet. Durch diesen Verzicht kann das Sterben als Lebensvollzug entdeckt werden. Der Tod erhält dabei eine maieutische Rolle zugewiesen, er verhilft zu neuem Leben. Es hat bei den Salzburger Festspielen berechtigtes Interesse erweckt, als die Rolle des



Todes in Hugo von Hofmannsthals ‚Jedermann‘ in den Festspielsommern 2005 und 2006 mit der Schauspielerin Ulrike Folkerts besetzt wurde. Eine „Tödin“ führt uns besonders sinnenfällig vor Augen, dass Sterben nicht zuletzt „Vollendung der Geburt“ ist. Der Tod als Helferin zum Leben? Beseelt von solcher Hoffnung konnte Franz von Assisi im Sonnengesang den Tod seine Schwester nennen und durch sie Gott loben: „Lob sei dir, mein Herr, durch unsere Schwester, den leiblichen Tod...“ Eine solche Sicht betrachtet Kranksein, Sterben und Tod nicht isoliert, sondern bindet sie zurück an das Ganze der menschlichen Existenz. Sie betrachtet Gesundsein und Krankwerden, Sterben

und Tod als zum Leben gehörig und sinnvoll. Friedrich Weinreb, der große jüdische Denker, konstatiert darin das Wesen des Religiösen: „Das Religiöse im Menschen ist seine Fähigkeit, die eine Wirklichkeit mit der anderen zu verbinden. Es ist die Möglichkeit im Menschen, die eine Wirklichkeit ins Verhältnis zur anderen zu stellen. Es ist also die Kraft des Relativieren-Könnens.“

Das Ziel des Menschen ist es, nach Gottes Bild geschaffen, ihm ähnlich, „zu der einmaligen Ganzheit zu wachsen, zu der er von Gott her angelegt ist“ (Peter Köster). In Relation zu diesem Ziel, ist deshalb alles andere zu sehen und zu beurteilen.



Die letzte Lebensaufgabe aber, die eine zum Tode führende Erkrankung uns stellt, ist Gott die Bruchstückhaftigkeit unseres irdischen Lebens vollenden zu lassen, uns von ihm beschenken zu lassen mit dem, was „am Ganzen“ noch fehlt. Denn die Vollendung des Lebens ist immer Gnade.

Nirgendwo zeigt sich das deutlicher als eben dort, wo wir Menschen in der Erkrankung an die Grenzen unserer Lebenskraft und unseres Willens, auf die Begrenztheit unseres Lebens stoßen. Bei Karl Rahner findet sich das berührend hoffnungsvolle Wort: „Alles kann

Gnade sein, auch dann, wenn wir nur noch hilflos Besiegte sind.“

Es ist schmerzlich, verstörend schmerzlich, daran erinnert zu werden, dass unser Leben endlich ist und bruchstückhaft bleibt.

*Eine Tödin führt uns besonders
sinnenfällig vor Augen,
dass Sterben nicht zuletzt
„Vollendung der Geburt“ ist.*

Gott selbst aber, das ist die Hoffnung des Glaubens, wird das „gute Werk“

(Gen 1,31), das er begonnen hat, vollenden. Das zu hoffen, macht uns nicht gesund, nimmt uns nicht unseren Lebensschmerz. Aber es lässt uns ihn als ‚Wundschmerz‘ begreifen, der uns an unser Heil glauben lässt, an das Ende unseres Lebens als Vollendung.



DER PROVINZIAL

P. Bernhard Bürgler SJ

Liebe Freundinnen und Freunde der Gesellschaft Jesu!

Als Kind war ich sehr oft krank. Wann immer eine Verkühlung oder Grippe um die Wege war, ich bekam sie. Das wäre an sich nicht so schlimm gewesen. Doch war ich von Geburt an anfällig für Fieberkrämpfe. Als Baby schon krampfte ich bei geringem Fieber. Das war und ist gefährlich, ja lebensgefährlich. Die Ärzte kannten kein Mittel dagegen. So galt es, das Fieber nicht hoch steigen zu lassen, oder noch besser, keines zu bekommen, also nicht zu erkranken.

Meine Eltern machten sich, wer könnte es ihnen verdenken, große Sorgen. Wann immer das Fieberthermometer etwas mehr als 37°C anzeigte, und das tat es bei mir oft, bekamen sie Angst. Was ihre Sorge und Angst und ihr daraus resultierendes Verhalten für mich unangenehm und manchmal sogar unerträglich machten, war das Gefühl, dass sie in solchen Situationen nicht mehr mich sahen, mich, der krank war, sondern die Krankheit, das Fieber, den möglichen Krampf. Alles in ihnen,

so mein Empfinden, war darauf gerichtet, bzw. auf die Verhinderung von alledem.

Ich kann mich an viele Situationen erinnern, wo ich mich so nicht wirklich wahrgenommen gefühlt habe – als einer, der zwar krank war, aber doch als jemand, der mit der Erkältung, der Grippe, dem Fieber schon zurechtkam, jemand, in dem die Kraft steckte, das zu schaffen. Das war für mich oft schwerer auszuhalten als die Unannehmlichkeiten der Erkrankung.

Natürlich, ich kann meine Eltern verstehen, vor allem jetzt, im Blick zurück.

Und doch glaube ich, dass ich und wir davon etwas Wichtiges lernen können: Wenn jemand krank ist, ihn, ihre/ seine Person im Blick zu behalten und nicht die Krankheit.

Wenn ich das, was im Neuen Testament erzählt wird, richtig verstehe, hat gerade das Jesus getan und so heilende Kräfte in den Menschen erweckt. Es ist nicht ausgeschlossen, dass das nicht auch uns möglich ist!

IMPULS

Bittgebet, gar Klagegebet gilt vielen aufgeklärten Christen als wenig angemessen. Gott muss man loben. Letzteres ist nicht falsch, aber Gott ist kein Diktator, der nur Schmeicheleien hören will. „Jammer nicht, mach was!“ Was soll man denn machen, wenn ein Freund plötzlich von einer heimtückischen Krankheit angefallen wird, wenn eine Pandemie jedes soziale Leben erstickt und alle tödlich bedroht? In der Bibel „klagen“ immer wieder Menschen wie Hanna in 1 Sam 1,10-13, Jona in Jona 2, David in Ps 38, die Frauen in Lk 23,27 oder das ganze Volk in 2 Sam 1,12. In all diesen Fällen gilt: Wer klagt, jammert nicht, sondern macht was. Wer klagt, bringt die Not, die ihn bedrängt, ins Wort. Das verändert bereits die Lage des Klagenden gegenüber seiner Not, denn „Klage ist erstes, wenn auch noch schmerzhaftes Ja zum Faktischen“ (Lohfink). Wer klagt, geht von der hilflosen Passivität wieder in die Aktivität. Wer Gott gegenüber klagt, redet Gott immer noch an und bleibt in seiner Gegenwart, bleibt mit der übermächtigen Not nicht allein. Das ändert die Not, das ändert den Beter, das bewegt Gott.

In den Psalmen schlägt die Klage oft unvermittelt um in Lob und Vertrauen. Die Wende stellt sich schon durch das Geklagt-Haben ein, wie in Jesu Sterbepsalm: „Rette mich ...! – Du hast mir Antwort gegeben“ (Ps 22,22).

Das Buch der Psalmen heißt im Hebräischen *sefer tehillim* „Buch der Loblieder“ und besteht größtenteils aus Klagen. Für die Bibel ist Klage Teil des Lobes für Gott. Der ganze Psalter bewegt sich von der Klage zum Lob. Eins ohne das andere ist für Gott nur ein halbes Gebet.

Daher: „Jammer nicht, klage vielmehr!“

P. Dieter Böhler SJ



AUS UNSEREM ORDEN

GRAZ

Die Fastenzeit begann wie geplant mit einer Reihe von durch P. Toni Witwer begleiteten Einkehrtagen: für die Dompfarrei Graz in Seggau, für die leitenden Angestellten des Ordinariates im „Haus der Frauen“ in St. Johann bei Herberstein und für eine GCL-Gruppe aus Graz in Sallegg. P. Wolfgang Dolzer war in dieser Zeit für die Einführungstage der neuen KHG-Bewohner in der Veitsch.

Während alle anderen Einkehrtage ab Mitte März abgesagt werden mussten, konnte der online stattfindende „Grundkurs Ignatianische Spiritualität“, geleitet von P. Thomas Neulinger zusammen mit P. Witwer, durchgeführt und Ende Mai abgeschlossen werden.

INNSBRUCK, KOLLEG

Vom 16. März bis 14. Mai 2020 war die Jesuitenkirche täglich von 8.00-18.00 Uhr für das persönliche Gebet geöffnet. In dieser Zeit haben aufgrund der Corona-Krise keine öffentlichen Gottesdienste stattgefunden. Seit 15. Mai 2020 wird mit einem besonderen Musikprogramm wieder gemeinsam Eucharistie gefeiert!

Die Online-Angebote über die Homepage der Jesuitenkirche wurden sehr stark nachgefragt (Newslet-

ter, Tagesimpuls, Predigt via Video). P. Bruno Niederbacher und Marianne Rosner-Schlenck haben dieses Projekt koordiniert.

Die Innsbrucker Jesuitenkomunität wurde während der Corona-Zeit recht benediktinisch. Es gab viele gemeinsame Aktivitäten. Alle Mitbrüder sind gesund geblieben.

INNSBRUCK, CANISIANUM

Am 19. März feierte P. Provinzial im Rahmen seiner Visite mit der gesamten Kollegsgemeinschaft die Eucharistie. Das anschließende gemeinsame Abendessen beendete die Visite.

Auch während der durch Corona bedingten Quarantäne lebten wir weiterhin unsere Wochenordnung mit der gemeinsamen Eucharistiefeier, dem Stundengebet, der Anbetung, im Gebet verbunden mit unseren Freunden und Familien auf der ganzen Welt. Das Studium „auf Distanz“, über das Internet und den Computer-Bildschirm, funktioniert gut. Ende April haben zwei unserer Canisianer – aus China und aus Tansania – erfolgreich ihre Defensiones online abgelegt. Die Ostertage feierten wir dieses Mal alle gemeinsam im Haus.

P. Josef Thorer hielt gemeinsam mit P. Markus Schmidt den Einkehrtag zum

Thema: „Pfingsten – Geist und Kirche“.

LINZ

In der Verteilung der Ämter in unserer Kommunität gab es eine Veränderung. P. Johannes Herz wurde vom Provinzial zum Vizesuperior ernannt und P. Friedrich Sperringer zum Minister.

Infolge der Corona-Krise versorgten wir uns längere Zeit auch kulinarisch selbst und feierten täglich Eucharistie in der Hauskapelle – im Gebet mit allen verbunden. Im Alten Dom gab es keinerlei Gottesdienste oder Veranstaltungen, das Aloisianum stellte auf E-Learning um, die Exerzitien (außer in Online-Form) und die Seelsorge-Dienste wurden heruntergefahren. Diese Erlebnisse brachten mehr Begegnungsmöglichkeiten unter uns, aber leider erschwerte Beziehungen nach außen.

NÜRNBERG, NOVIZIAT

Im Sommersemester 2020 ist Daniel Weber im Sozial- und Jugendapostolat in Innsbruck tätig, Philipp Rode studiert an der Hochschule für Philosophie in München.

Da die Grenzen zwischen Deutschland und der Schweiz wegen der Corona-Krise geschlossen waren, wurden die Großen Exerzitien der Novizen des 1. Jahrgangs im Mai vom Lassalle-Haus in der

Schweiz nach Hoheneichen bei Dresden verlegt. Unsicher ist noch, ob das Pilgerexperiment im Juli auch in diesem Jahr stattfinden kann.

WIEN

Am Beginn der Fastenzeit gestaltete Prof. Jan-Heiner Tück eine Recollectio für die Wiener Jesuiten. Ihren 80. Geburtstag feierten Mitte März P. Erich Drögsler und P. Iwan Sokolowsky im Mai.

Im Kardinal König Haus konnten seit 16. März keine Veranstaltungen mehr stattfinden. Alle MitarbeiterInnen waren auf Kurzarbeit und arbeiteten von zuhause aus. Auch die Küche war geschlossen. P. Friedrich Prassl und P. Josef Maureder sorgten für das leibliche Wohl der Mitbrüder.

Am Seipel-Platz sind wir beiden Köchinnen dankbar, dass sie mit allen Vorsichtsmaßnahmen uns täglich ein Mittagessen zubereiteten. Um bei Konferenzen und virtuellen Treffen die „Abstände“ zu überwinden und ihren Aufgaben und Verpflichtungen nachkommen zu können, wurden die Social Media von den Mitbrüdern vielfältig genutzt. P. Alois Riedlsperger und MitarbeiterInnen in der Ruprechtskirche bereiteten in der Fasten- und Osterzeit Impulse für die Gottesdienste vor, die zuhause gefeiert werden konnten.



P. Andreas Falkner SJ

(1934–2020)

Am 7. April 1934 in Niederthai im Ötztal (Tirol), einem „Dorf über den Wolken“, wie er selbst sagte, geboren, trat Andreas Falkner im Herbst 1953 in St. Andrä im Lavanttal in das Noviziat der Jesuiten ein. Es folgten das Studium der Philosophie in Pullach bei München, das Interstiz im Kollegium Kalksburg in Wien und das Theologiestudium in Innsbruck, das er mit einem Doktorat im Fach Kirchengeschichte abschloss. 1965 zum Priester geweiht, schloss er die ordensübliche Ausbildung mit dem Tertiat 1966/1967 ab. Im Laufe der folgenden Jahre war Pater Falkner mit verschiedenen ordensinternen Aufgaben betraut.

Die Faszination der Freiheit über den Wolken hat er sein ganzes Jesuitenleben lang durch Exerzitien, als gesuchter Geistlicher Begleiter und Seelsorger sowie in unzähligen Kursen weitergegeben. Dabei hat er mit seinen Angeboten Ignatianischer Spiritualität in Evangelischen Kirchen Deutschlands (1999-2009) bahnbrechend auch neue ökumenische Wege eingeschlagen. Von 1986-1999 war P. Falkner Mitglied der Gruppe für Ignatianische Spiritualität (GIS) und seit 1986 Mitarbeiter bei der

P. Hans Grotz SJ

(1923–2020)

P. Siegfried Feige SJ

(1932–2020)

P. Ludwig Wiedenmann SJ

(1928–2020)

P. Ludwig Kathke SJ

(1930–2020)

P. Johannes Beck SJ

(1922–2020)

Herausgabe „geistliche texte sj“ und an der Festschrift zum Ignatiusjubiläum 1991 „Ignatius von Loyola 1491-1556“. Andreas Falkner war ein ausgewiesener Kenner und anerkannter Übersetzer der Schriften von Michel de Certeau SJ. In der Zeitschrift „Geist und Leben“ wurde manches davon einer breiteren Leserschaft zugänglich gemacht. Der Berufung als Autor, Übersetzer und Editor blieb er bis zu seinem plötzlichen Tod treu, der den Abschluss seiner letzten Arbeit verhinderte, die Herausgabe der Übersetzung der „Lettere della tribolazione“, Schriften von Jorge Mario Bergolio (Papst Franziskus) aus dem Jahr 1988. Ab 2009 wirkte P. Falkner zuerst als Geistlicher in Dernbach (Westerwald) und dann seit 2014 im Exerzitienhaus Ahmsen.

Seit Anfang 2017 lebte er in der Jesuitengemeinschaft Pedro Arrupe in Unterhaching, als einer „von den Jüngeren unter den Mitbrüdern“, wie er selbst gerne, aber auch mit schmerzlichem Unterton sagte. Dort verstarb P. Falkner am Morgen des 8. April 2020. Er wurde in der Krypta der Jesuitenkirche in Innsbruck beigesetzt.

R.I.P.

BUCHTIPP

Bei Büchern wie dem vorliegenden ist eine gewisse Reserve angebracht. Doch schon das Vorwort vermag diese Bedenken zu zerstreuen. Wohltuend ist die selbstkritische Herangehensweise der Autorin, die Nüchternheit der Einschätzung der erlebten Ambivalenz, ins Wort gebracht durch Verse von Hilde Domin: Es knospt / unter den Blättern / das nennen sie Herbst (235).

Lesend erlebt man die Entfaltung einer Leidensgeschichte mit. Die Erzählerin lässt aber keinen Zweifel daran: es ist ihre einmalige Geschichte, die der Frau Silke-Andrea Mallmann. Sie stellt vorweg klar, hier liegt kein Ratgeber vor, kein „erprobtes Rezept“ zur Bewältigung eigener Lebenskrisen. Die Autorin erweist sich als gute Erzählerin. Man ist nie versucht mit der Ärztin zu sagen: „Frau Mallmann, halten sie bitte den Mund!“ (217) Eloquent, humorvoll, realistisch, manchmal sehr drastisch (34, dazu Fn.7), nüchtern reflektierend aber hoffnungsvoll wird das Durchlebte erzählt. Berührend dabei ist die Offenheit, sich dem zu stellen, was kommen mag. Und immer wird dahinter die lebenserfahrene, lebensfrohe, richtige: lebenslustige Frau sichtbar, die engagierte Ordensschwester.

Warum schreibt sie, trotz aller von ihr selbst vorgebrachten Einwände dieses Buch? Zum Dank (237) und wider das Vergessen: „Ich schreibe, damit die Goldfäden nicht verloren gehen – für mich und für alle, die diese Zeilen lesen werden“ (10).

„Aufschreiben heißt hinsehen – genau hinsehen“ (7), das benennt den Wert des Schreibens für die Schreibende. Lesen heißt hinhören – genau hinhören. Das beschreibt den Wert für die Lesenden. Die anvertraute Geschichte bietet so die Chance, sich darin selbst zu entdecken und zu lernen, mit dem eigenen Lebensschicksal umzugehen (9). So ist das Buch vor allem eine Ermutigung auf dem eigenen Weg und für die, die ihn mitgehen.

P. Klaus M. Schweiggl SJ



Silke-Andrea Mallmann: Goldfäden zwischen Himmel und Erde. Glauben in dunklen Stunden, Herder, 2020, 240 S., Euro 22,70 [A]



JESU ASHRAM

Krankenhaus für die Ärmsten der Armen

P. Julius Kujur SJ

ist Leiter des Jesu Ashram Krankenhauses in Matigara.

Das Krankenhaus Jesu Ashram wurde 1971 vom kanadischen Jesuit Robert Mittelholtz gegründet. Es befindet sich Matigara in der Nähe von Siliguri und wird von den Darjeeling Jesuiten in Nord Bengal geleitet. Jesu Ashram stellt kostenlose medizinische Versorgung für Menschen zur Verfügung, die sich eine staatliche Krankenhausbehandlung niemals leisten könnten und ist dafür bekannt, die „Unberührbaren“ zu behandeln – Patienten aus ärmlichen Verhältnissen, die an Tuberkulose oder Lepra leiden.

Patienten aus ganz Bengal und den Nachbarstaaten Sikkim, Bihar, Assam und dem Königreich Bhutan kommen für eine Behandlung.

Gerade haben wir eine Leprapatientin hier, die ihre beiden Kinder angesteckt hat. Chhami Hembrom kam mit Leprasymptomen für eine Untersuchung zu Jesu Ashram. Tests bestätigten Lepra in einem vorangeschrittenen Stadium. Sie wurde hospitalisiert, um mit der Behandlung zu starten. Auch der Ehemann leidet an denselben Symptomen. Die Situation in ihrem eine Stunde entfernt gelegenen Dorf und in den Teeplantagen vor Ort ist äußerst tragisch: Armut, Hunger, Deprivation und keine medizinische Versorgung. Die Kinder der Frau, Sunita, ein 10-jäh-

riges Mädchen, und Mugli, ein 8-jähriges Mädchen, bei denen die ersten Untersuchungen bereits akute Leprasymptome zeigten sowie ein Junge ohne Symptome. Chhami Hembrom, die Mutter, war zu der Zeit bereits in Behandlung. Wir drängten auch den Vater mit seinen beiden Töchtern für eine Behandlung nach Jesu Ashram zu kommen. Als er zwei Wochen später immer noch nicht erschien, stellte sich heraus, dass er die 50 Rupien für die Busfahrt nicht aufbringen konnte. Die Familie ist jetzt für die Behandlung im Krankenhaus. Oft dauert die Betreuung lange, weil aufgrund der späten Behandlung viele Geschwüre oder andere Komplikationen entstehen. Sie müssen dann für einen längeren Zeitraum, die meisten mindestens zwei Monate, in Jesu Ashram bleiben, damit die Geschwüre erfolgreich behandelt werden können. Leprakranke haben auch mit sozialen Problemen in der Gesellschaft zu kämpfen. Oft werden sie sogar von der eigenen Familie und dem eigenen Dorf verstoßen. Wegen der Deformationen und dem sozialen Stigma, das mit Lepra verbunden ist, können sie oft keine Arbeit finden, obwohl meistens ganze Familien davon abhängen.

Für die Kinder der Leprapatienten gibt es eine Grundschule, die auch von



den Kindern aus den nahegelegenen Slums besucht werden kann. Viele der Familien aus den Slums sichern sich das Überleben durch Betteln und Tageslöhne. 265 Kinder besuchen zurzeit die Jisu Niketan Schule von Jesu Ashram, wo sie Unterricht und Unterrichtsmaterial, Mittagessen und medizinische Versorgung erhalten.

Jesu Ashram verfügt über 300 Betten für Patienten und 45 für medizinisches Personal, ein Pathologielabor und ein digitales Röntgenlabor. Das Krankenhaus hat neben der Leprastation auch eine allgemeine Station für Patienten mit nicht-ansteckenden Krankheiten sowie eine Tuberkulose-Station, wo 100 Personen aufgenommen werden können. Die meisten Patienten sind Tribals (Ureinwohner) und kommen aus sehr armen Familien, bei denen nicht einmal die Grundbedürfnisse wie Nahrungsmittel und Wohnraum gedeckt sind. Sie sind Tagelöhner, Teeplücker oder Rikschafahrer. Sobald

sie entlassen werden, müssen sie Hilfsarbeiten verrichten oder betteln gehen, um irgendwie zu überleben.

Für Krankenschwestern bietet Jesu Ashram ein Training an. Davon profitieren vor allem junge Frauen aus armen Vierteln oder aus indigenen Gemeinschaften. Sie sind besonders gefährdet, Menschenhandel und Ausbeutung in die Hände zu fallen. Da die Familien nicht in der Lage sind, ihnen Bildung zu ermöglichen, können sie mit Job- und Geldversprechen leicht in die Falle gelockt werden. Für diese Frauen hat Jesu Ashram das Krankenschwestertraining entwickelt, um ihnen so ein würdevolles Leben zu ermöglichen. Jedes Jahr kommen 15 Frauen in das Trainingsprogramm. Am Ende erhalten sie ein Diplom. 85% von ihnen finden Arbeit im Gesundheitsbereich.

Jesu Ashram wird, wofür wir sehr dankbar sind, durch den guten Willen von Menschen in Indien und im Ausland finanziert.

PROJEKTFÖRDERUNG

Jesu Ashram: Hilfe für die Armen und „Unberührbaren“

Wenige Tage bevor die Corona-Krise weltweit ausbrach, waren wir im Rahmen einer Projektreise selbst noch vor Ort in Indien, im Jesu Ashram Krankenhaus, um uns ein Bild von der Lage zu machen. Das Krankenhaus kümmert sich um jene Menschen, die wenig oder nichts haben und an ansteckenden Krankheiten wie Lepra oder Tuberkulose leiden. In der Öffentlichkeit gelten sie oft als die „Unberührbaren“, wie P. Julius Kujur SJ, der Leiter des Spitals, sagt. Die an Lepra erkrankte Familie, von der er uns erzählt, haben wir getroffen. „Die Krankheit ist bei Mugli schon weiter fortgeschritten. Ihr Bein konnten wir gerade noch retten“, erzählt Julius und zeigt auf das jüngere der beiden Mädchen. Sie humpelt und die Lepraflcken sind deutlich sichtbar, aber sonst merkt man die Krankheit den Mädchen nicht an. Sie lachen und spaßen mit uns und sind positiv. Auch die Mutter macht keinen traurigen Eindruck, sondern zeigt sich sehr dankbar für die Hilfe und

die Behandlung, die sie und vor allem ihre Töchter von Jesu Ashram erhalten. Denn das Geld dieser Familie und aller Familien, die nach Jesu Ashram kommen oder gebracht werden, reicht für keine Behandlung in einem staatlichen Krankenhaus aus. In ihrem Fall reichte es nicht einmal, um den Weg ins Krankenhaus zu finanzieren.

Um diesen Dienst anbieten zu können, ist Jesu Ashram auf die Hilfe von außen angewiesen. Darum bitten wir auch Sie um Hilfe für die Menschen, die sonst auf der Straße zurückgelassen werden, arm, „unberührbar“ und ohne Behandlung.

Danke für Ihre Unterstützung!

Mag. Katrin Morales

Geschäftsführerin der Jesuitenmission

Spendenkonto

MENSCHEN FÜR ANDERE

AT94 2011 1822 5344 0000

Verwendungszweck: Jesu Ashram



VERANSTALTUNGSHINWEISE

Digitale Ignatianische Nachbarschaftshilfe

Auch in der Corona-Krise wollen Jesuiten Seelsorge möglich machen. Unter dem Titel „Ignatianische Nachbarschaftshilfe“ werden jeden Samstagmorgen spirituelle Impulse und ein Vorschlag für einen sonntäglichen Hausgottesdienst verschickt.

Eine Anmeldung zum Newsletter finden Sie unter www.jesuiten.at

LINZ

Linzer Orgelsommer

16. und 30 Juli 2020

13. und 27. August 2020, 20.00 Uhr

Vier Konzerte an der Brucknerorgel
Alten Dom, Domgasse 3, 4020 Linz

INNSBRUCK

Priesterweihe

31. Oktober 2020, 15.00 Uhr

Mit großer Freude und Dankbarkeit geben wir bekannt, dass Erzbischof Kardinal Christoph Schönborn OP unsere Mitbrüder Max Heine-Geldern SJ und Sebastian Ortner SJ durch Handauflegung und Gebet zu Priestern in der Gesellschaft Jesu weihen wird.

*Jesuitenkirche Innsbruck,
Sillgasse 6, 6020 Innsbruck*

Ignatiusfest

Festgottesdienst und Agape

31. Juli 2020

Graz

19.00 Uhr, Festmesse im Dom
Burggasse 3, 8010 Graz

Innsbruck

17.00 Uhr, Festmesse in der
Jesuitenkirche
Karl-Rahner-Platz 2, 6020 Innsbruck

Linz

9.00 Uhr, Festmesse in der
Ignatiuskirche mit P. Provinzial
Bernhard Bürgler SJ
Alter Dom, Domgasse 3, 4020 Linz

Wien

18.30 Uhr, Festmesse in der
Konzilsgedächtniskirche
Kardinal-König-Platz 3, 1130 Wien

Aufgrund der derzeitigen Lage durch COVID-19 kann es zu Änderungen kommen. Alle aktuellen Informationen finden Sie auf den Webseiten der Kirchen.

Weitere Veranstaltungen finden Sie auf unserer Homepage **www.jesuiten.at**

www.jesuiten.at

